

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 1.

Freitag, 1. Januar.

1915.

Copyright 1914 by Carl Dunker, Berlin.

Der Wagehals.

Nachdruck verboten.

Roman von Fritz Stowronnek.

(12. Fortsetzung.)

Gleich am Nachmittag mußte sich Dammlehner zu Bett legen. Die ganze linke Seite seines Körpers schmerzte heftig. . . . Trotzdem schlief er bald ein und schlief einige Stunden ganz fest. Es schummerte schon, als er aufwachte. In dem großen Korbsessel, in dem man ihn ins Haus getragen hatte, saß Onkel Dietrich.

„Na, wie geht's dir, mein Jung, wie fühlst du dich?“

„Oh, ich danke, Onkel. . . . Aber nimm es mir nicht übel, wenn ich dich bitte, meinem Gedächtnis zu Hilfe zu kommen. Ich kann mich noch immer nicht auf dich besinnen. Wie bist du mit uns verwandt?“

„Mensch, Junge, bist du schon so ganz raus aus deiner Heimat? Ich bin nicht mit euch verwandt. Ich bin doch ein Onkel, wie es viele gibt in Ostpreußen; ich bin ein Freund deines Vaters. . . . Und deinem Gedächtnis soll ich auf die Sprünge helfen? Ich habe mal einen kleinen, unnützen Schlingel von acht Jahren aus einer Tortkaule gezogen, in der er bis zum Hals drin saß und habe ihn vor der ihm rechtmäßig zustehenden Tracht Prügel gerettet. . . .“

Trotz der Schmerzen, die er dabei empfand, richtete sich Walter im Bett auf und streckte die rechte Hand aus. „Nun muß ich dich aber wirklich um Verzeihung bitten.“

„Ich nehme es für genossen an“, lachte Degenfeld. „Aber nun gib mal Hals, wie geht es deinem Alten? . . . Wie geht's meinem alten, lieben Josua?“

Walter berichtete getreulich und ausführlich von seinen Eltern und seinen dreizehn Geschwistern. „Sieh mal, Onkel, deshalb habe ich mich ja zur Fliegerabteilung gemeldet. Ich bin schon auf der Schule kein großes Nicht gewesen und habe keine Hoffnung, auf irgendeine andere Weise aus der Front zu kommen. Nur dadurch habe ich es erreicht.“

„Das ist ja ganz schön, mein lieber Walter, aber ich würde es doch für praktischer halten, ruhig in der Garnison zu sitzen und Griffe zu kloppen. Jedenfalls ist es sicherer. Heute bist du doch bloß wie durch ein Wunder mit dem Leben davongekommen.“

„Ach so schlimm ist das nicht. Du hast bloß deinen Baum etwas zu hoch gemacht. Ich fühle mich oben in der Luft so sicher und ruhig. Ich habe eine förmliche Leidenschaft für das Fliegen. Solltest mal einen Flug mit mir machen, wenn meine Maschine wieder in Ordnung ist.“

„Ich danke“, erwiderte Degenfeld trocken. „Aber nun werde ich dir etwas sagen. Ich werde meinen Schäfer holen lassen, der knetet dich ordentlich durch und schmirt dich mit Dachsfett ein. . . . Das hilft wunderbar.“ . . .

Die Prozedur war allerdings etwas schmerzhaft, aber sie wirkte so gut, daß Walter eine Stunde später aufstand. Onkel Dietrich, der dieselbe Figur hatte und nur in der Magenenge etwas völliger war, half ihm mit einem Anzug aus. Das Ehepaar Grumfow war

mit Bisbeth zum Abend gekommen und Walter mußte erzählen. Erna hörte ihm mit leuchtenden Augen zu und war unermüdet im Fragen. Bisbeth schien wenig Interesse dafür zu haben. Sie machte nur einmal die Bemerkung, daß die Flugmaschinen doch sehr unvollkommen sein müßten, weil doch fast jeden Tag Unfälle vorkämen. Walter gab es ruhig zu. „Um so eifriger muß daran gearbeitet werden, sie zu vervollkommen, und deshalb muß eifrig geflogen werden, um die Mängel zu entdecken und abstellen zu können. Jeder große Fortschritt muß mit Opfern an Gut und Blut erkauft werden.“

„Ich meine“, erwiderte Bisbeth etwas schnippisch, „dazu wären auch andere Menschen gut genug. Offiziere haben dem Vaterland zu dienen und nicht der Flugkunst.“

„Das ist sehr engberzig von dir gedacht“, erwiderte Erna eifrig. „Die Offiziere dienen ja doch damit dem Vaterland, daß sie sich für den Kriegsfall im Fliegen üben.“

„Und die Kriegsleitung hält die Flugszene für sehr wichtig“, fuhr Walter ruhig fort. . . . „Im nächsten Manöver sollen bereits Militärflieger den Aufklärungsdienst übernehmen. Ich hoffe auch dabei zu sein.“

„Wenn Sie noch. . .“ erschreckt hielt Bisbeth inne, ein Blick ihrer Mutter hatte sie gewarnt. Aber alle wußten, was sie gemeint hatte. . . .

„Mein gnädiges Fräulein“, erwiderte Walter ernst, „wir müssen alle sterben, früher oder später. Aber wenn mich das Schicksal ereilt, dann sterbe ich mit dem Bewußtsein, daß ich eine Zeit meines Lebens mehr geleistet habe als viele andere. Sie brauchen sich das gar nicht so gefährlich vorstellen. Oben in der Luft passiert mir nichts. Da erfüllt mich nur ein erhebendes Gefühl, wenn ich die Welt wie eine Landkarte unter mir ausgebreitet sehe oder ein brodelndes Wolkenmeer, wie heute früh. Und es war wohl der wunderbarste Augenblick meines Lebens, als ich beim Erstausflug mit meinem Lehrmeister merkte, daß unser Fahrzeug sich von der Erde losgelöst hatte. . . . und die Gegenstände unter mir nach rückwärts zu schießen begannen. . . .“

„Ist es schwer, das Fliegen zu lernen“, fragte Erna.

„Das hängt sehr von der Begabung ab. Mancher muß sich förmlich dazu zwingen, ruhig zu bleiben und die erforderlichen Handgriffe zu tun. Mir ist es von Anfang an leicht gefallen. Und dann hat es mir geradezu Spaß gemacht. Gestern bin ich dreimal geflogen, einmal morgens, einmal mittags und gegen Abend habe ich mein Pilotenexamen gemacht.“

„Ist es dann nicht etwas sehr kühn, sofort einen zweiten Flug zu unternehmen“, fragte Erna. „fühlte Walter zuckte die Achseln. „Weshalb? Hatte dich mich vollkommen der Aufgabe gewachsen. Maschine als zuverlässig erprobt. . . .“

durchbrechen würden! Täglich werden hier fast Hflieger beschossen und ein feindlicher Hflieger warf neulich hier Bomben, die allerdings nur geringen Schaden anrichteten! Wir hatten hier viele Verwundete, jetzt nur Typhusranke, darum bin ich z. B. gestellt. Ich war neulich in G., um den Röntgenapparat einzufordern und morgen soll er kommen. — Solch Kriegsleben ist ein eigenartliches Leben. Kraftvoll und wuchtig und täglich neue Eindrücke! — Interessante Bekanntschaften, gute Freunde und Kameraden, man macht keinen Unterschied im Rang, teilt mit den Gemeinen wie mit Offizieren! Man grüßt jeden, den man trifft, ein Sichgenieren gibt es im Krieg nicht, und Kleinliche Geister müssen unbedingt von dem allgewaltigen Wind der Großzügigkeit etwas abbelommen! — Groß und herrlich ist nun doch einmal dieser Weltkrieg für das Deutschtum und mag wohl unsagbar traurig sein, daß so viele Opfer gebracht werden müssen, aber ein jeder wird stolz auf seinen Sohn sein, der den Heldentod sterben darf! Deutsche Krieger haben wuchtige deutsche Seelen und ihr letzter Gedanke vorm Tod ist: Heimat und dann: Heil Deutschland! — Sie sterben ja alle im Vollgefühl ihrer männlich deutschen Kraft — — —

Weihnachtsbaum. Hiesige Volksschulkinder haben Geld gespart und 12 Weihnachtspäpchen ins Feld geschickt. Nachstehender Brief wurde uns zur Verfügung gestellt. Er gibt so recht die große Freude wieder, die ein armer Soldat empfand, als ihm ein Päckchen zugestellt wurde. „Frankreich, Argonnen-Wald, den 5. 12. 1914. An die Klasse 4b bei Kgl. K. Kam forben in besitz Eures schönen Paketchens. Die Freude war groß, fern der Heimat, in Feindesland, aus meiner Vaterstadt, für denn Soldaten so gebrauchbare Sachen zu erhalten. Man sieht so recht, wie auch hinter der Front jung und alt, arm und reich sich für des Kriegers Wohl sich alles Sorg und Mühe giebt. Dieses alles giebt uns Mut und Kraft zu neuen Taten und Siegen. Hoffen wir und sollte es noch manche bittere Stunde und manchen Sturm kosten, daß wir dieser gerechten Sache zu einem guten Ende führen mögen, und werden, so wahr ein Gott im Himmel. Wir liegen schon bereit 10 Wochen in denn Argonnen. Regen und Unwetter haben Wege wie Schützengräben, grundlos gemacht, und was das heißt, in diesen nassen Elemente Tag und Nacht zuhaufen. Davon kann sich im Zustande, keiner so Recht ein begriff machen. Doch schritt vor schritt kommen wir siegreich vor. Dank der moralischen Wucht die uns in dieser so ersten Zeit befeelt. Schwieriger, wie je zuvor sind die Kämpfe in diesen Wäldern, da dichtes Unterholz, uns höchstens eine Sehweite giebt, von 30 m, unterirdig wird sich bis zu zehn unter herren gearbeitet, wo wir dann, denn Nothosen mit mörderigem Feuer entgegen treten, wo den auch der Sieg bisher immer auf unserer Seite war, traurig aber war, manges junges Menschenleben kostet es für war, doch wird denn Nothosen zum drittenmale wohlbergehen denn langhals über denn Vogesenstrand herrüber aufsteden hoffen wir das beste, daß in nicht zulanger Zeit, wir gesund, und als Sieger, über alle unserer Feinde heim kehren möchen. Dies wünschen wir uns allen, im Interesse unseres geliebten Vaterlandes. — Hurra. Nochmals besten Dank für die reiche Bescherrung, die uns allen große Freude bereitet hat. Viele Grüße aus Feindesland, an die ganze Klasse, wie an Ihrer werken Person sendet Ihnen Musketier G., 12/67.

„Er hat sich selbständig gemacht.“ Eine hübsche Geschichte, die einem braven Manne das Eisene Kreuz einbrachte, wird uns aus dem Felde geschrieben: Es war vor Lohz, als ein Mann in Gesellschaft von zwei anderen ausgeschiedt wurde, um zu sehen, um das Maschinengewehr stand, das unsere Truppen fortwährend beschöß. Der Musketier G. entdeckte es in einer Richtung, es war von drei Mann bedient und sandte geradezu unheimlich viele Geschosse hinaus. „Tad tad tad“ ging es wie der rasende Pulsschlag eines fiebernden Menschen. Einen Augenblick überlegte der Musketier, dann aber schoß er kühn entschlossen die drei Männer ab, nahm das Maschinengewehr, betrachtete es eine Minute, drehte es um und richtete es gegen den Feind. Die Russen, die annahmen, daß der Feind ihnen nahe sei, flohen, unsere Leute kamen heran und der wütende Angriff wurde vollkommen abgeschlagen. „Menschenskind“, sagte der Hauptmann am Abend, „wie hast du denn das gemacht?“ Und der brave Hannoveraner lachte über das ganze Gesicht: „Zuerst wollte ich umkehren, um die Stellung zu melden, dann aber

fürchtete ich, zuviel Zeit zu verlieren, da ging ich selber los, brachte die Schw. . . . zur Seite und guckte mir das feindliche Maschinengewehr an. Es war nicht das erste, das ich gesehen habe, na und da habe ich mich selbständig gemacht.“ Ein besonderes Lob und das Kreuz waren der Dank dafür, freilich auch ein Schutz durch das linke Knie, der indessen schon zu heilen beginnt.

In französischer Gefangenschaft. Nachstehender Brief ist von einer jungen Deutschen, die in Frankreich gefangen gehalten wurde: . . . Ich bin sehr erfreut darüber, daß Sie weiteres Interesse hegen für das traurige Los, das mich mit so vielen anderen Leidensgenossen getroffen hat, und unter dem Herr M. leider noch länger zu leiden hat. Man darf mit Recht sagen, ein trauriges Dasein war es in der „Sitte“ zu Le Vigan. Ich wünschte, ich könnte Ihnen ein lebhaftes Bild machen davon, wie in diesem Hause die Leute (168 an der Zahl) eingepfercht beisammen wohnten und lebten. Am unteren Saal lauter Zigeuner, eine Treppe höher meist Frauen mit Kindern und alles mögliche Gesindel, nebeneinander junge Männer jeden Alters und Standes, eine Treppe höher ein Saal mit Gläsern, die in allen Dingen berücksichtigt und besser behandelt wurden, endlich noch eine Abteilung für ein bischen besser situierte Eheleute und junge Töchter. Bezirke kamen fast ausschließlich alle mit dem Transport nach Deutschland. Ich will Ihnen zuerst mal erzählen, wie gut und hinreichend wir ernährt wurden. In den ersten drei Monaten hatten wir für 168 Personen 48 Kilogramm Kartoffeln nebst 40 Brotslaiben, davon wurden zwei Mahlzeiten verabreicht, für eine Person einen Teller Kartoffelsuppe mit einem Stück Brot, letzteres war zeitweise fast nicht zu genießen. Daß man von diesem Essen nicht satt werden kann, ist glaubhaft, leicht begreiflich, zumal wir jungen Leute, die wir doch immer guten Appetit zeigen. Selbst für die Kinder gab's nichts anderes und nicht mehr, wer kein Geld hatte, war also schnell fertig mit der Verdauung. Endlich Ende November wurde erreicht, daß wir morgens um 7 noch eine Reismehlsuppe mit halber Portion Brot sowie zweimal in der Woche Fleisch bekommen sollten, und damit fühlten wir uns wie im Himmel. Um frische Luft zu schnappen, wurde uns gewährt, von 8 bis 10 Kommission, und von 12 bis 3 Uhr vor dem Hause zu marschieren, wer sich extra gut benahm, durfte zur Abwechslung auch mal auf die Promenade, wofelbst sich die reichen Deutschen ergingen. Ihnen hatten wir sehr viel zu danken, denn sie ließen unserer Suppe manchmal etwas Reis oder Makkaroni zuteil werden. Unsere Betten waren mir während meiner Gefangenschaft immer das schrecklichste, denn ich hatte jeden Abend Angst vor dem Ungeziefer, das hier in Menge vorhanden war. Wir hatten nämlich Strofsäcke, welche mehr Löcher hatten als ganze Stücke, und diese Säcke waren anstatt mit ordentlichem Stroh mit lauter gebrochenem Stroh, das voll Staub und Ungeziefer steckte, gefüllt. Mitten in der Nacht machte man sich oft auf die Jagd, um wieder ein Duzend dieser tausenden und hundertenden Tiere vom Halse zu bringen; das bischen Desinfektion, das hier angewendet wurde, nützte ja nichts. Im Korridor schlief ein alter Mann, der schimmelte ganz vor Unsauberkeit, und dieser trug eine Hauptschuld daran, daß dieses Ungeziefer so überhand nahm. Die allgemeine Unsauberkeit war mir während meiner Gefangenschaft das Allerunangenehmste. Seine Wäsche konnte sich jeder am Fluße waschen oder in einer Kaltwaschanstalt. Nun glaube ich, Ihnen einigermaßen geschildert zu haben, wie es bei uns her- und zuging, und wünsche ich nur, daß Herr M. mit seinen anderen Genossen auch bald aus diesem Hause herauskäme. Was Herrn M. selbst betrifft, so sieht er ziemlich frisch, wenn auch ein bischen schmal aus, und sagte er mir manchmal, daß die Viganer Luft für seine Nerven sehr wohlthuend wirke; bei unserer Abreise war er unsagbar traurig; wem würde es nicht so ergangen sein, wenn man an einem Zuge steht, der einem ja in die geliebte Heimat führen soll und man darf nicht mit. Ich denke an den Tag unserer Abreise noch lange. Mittwochnacht, 4 Uhr, 2. Dezember, hatte die Stunde geschlagen, die uns befreien sollte. Sie, geehrter Herr, fragen, wie ich in die Gefangenschaft kam. Ich war gerade drei Wochen vor Beginn des Krieges in Amnecy in Frankreich, bekam aber eine Aufenthaltserlaubnis und mußte trotzdem nach nochmaligen drei Wochen Kur, wie mir die Polizei befohlen hatte, kurzweg die zweite Reise nach Le Vigan antreten. Ich hatte allerdings eine ein bischen bessere Reise als Herr M. gehabt hat. . . .“

Bald nach Wendebrot ermahnte der Hausherr seinen Gast, sich zur Ruhe zu begeben. Der Schäfer wolle ihn noch einmal vornehmen . . . und der Körper müsse sich ausruhen. . . Das geschah dann auch. Die beiden Männer mußten Walter auskleiden, denn er war nicht imstande, den linken Arm zu bewegen. . . Überall hatte er braune und blaue Flecken. Wie ein Toter schlief er bis in den hellen Morgen hinein.

10. Kapitel.

Was Daumlehner befürchtet hatte, war geschehen. Ein Lehrer aus Lasdehnen hatte den „Fliegerunfall“ mit schmetternden Phrasen beschrieben und den Bericht an eine Königsberger Zeitung geschickt. Er war in seiner Art ein Meisterwerk, denn er schilderte den kühnen Flug des stolzen Fahrzeugs durch die Wolken, die Unerforschlichkeit des heldenmütigen Fliegers, der, „ein Kind unserer Provinz“, als erster die weite Fahrt in die Ostmark unternommen hatte.

„Kaltblütig maß der kühne Mann in diesem Augenblicke der höchsten Gefahr die Entfernung zur Erde. Sein forschendes Auge erkannte als einzigen Ort, der für seine Landung in Betracht kommen konnte, die Pferdekoppel des Herrn Rittergutsbesizers Dietrich von Degenfeld auf Dietrichswalde.“

In demselben Stil ging es weiter. Sehr effektiv war die Tatsache hervorgehoben, daß „die resolute Tochter des Herrn Rittergutsbesizers in sehr überlegter Weise den gefährlichsten Folgen eines solchen Sturzes“, einer Gehirnerschütterung, vorgebeugt hätte, indem sie den Kopf des wie tot daliegenden Fliegers in ihren Schoß nahm und mit ihrem nassen Taschentuch kühlte. Auch der hilfreiche Doktor Glaier erhielt sein Lob, und zum Schluß wurde darauf hingewiesen, daß die kunstvolle Maschine nur einige Tage zu sehen sein würde, da „sicherem Vernehmen nach“ bereits geschulte Mechaniker aus Königsberg unterwegs wären, um sie wieder in Ordnung zu bringen. Dann würde der kühne Flieger nach einigen Probefahrten seinen Weg fortsetzen.

Dieser Hinweis brachte eine Völkerwanderung nach Dietrichswalde zuwege. . . Walters Schmerzen schwanden schnell unter der energischen Knetbehandlung des Schäfers. Er wartete sehnsüchtig auf das Eintreffen der Mechaniker, denn es war ihm peinlich, auch nur die unschuldige Ursache dessen zu sein, was sich in den nächsten Tagen in Dietrichswalde, Starrischen und Makunischen zutrug. . . Zuerst kam Georginne Weshkalene mit ihrer Nichte und ließ sich von Daumlehner das Fahrzeug, das auf dem Hofe unter den offenen Geräteschuppen gebracht worden war, erklären. Sie schienen ein unbegrenztes Vertrauen zu den Fähigkeiten des Menschengeschlechts zu haben, denn der Anblick entlockte ihr nicht das leiseste Zeichen von Verwunderung. Und als Frau Madeline sich darüber wunderte, daß ein so kleiner Motor das große Flugzeug durch die Luft treiben könnte, fertigte sie sie mit dem Sprichwort ab: „Wenn es nach der Größe ginge, sänge die Kuh den Hasen.“

Am diesem Tage hielt sich der Besuch Schaulustiger noch in mäßigen Grenzen, denn er kam nur aus der nächsten Umgegend. Alles gute Bekannte des Hausherrn, die vollen Anspruch darauf hatten, als Gäste aufgenommen und behandelt zu werden. Dazu gehörte natürlich auch, daß ihnen die Maschine gezeigt und erklärt wurde. . .

Am nächsten Vormittag, nachdem der Bericht der Königsberger Zeitung bekannt geworden war, änderte sich das Bild. Da zog's zu Fuß, zu Roß und zu Wagen heran, und zu Mittag war der große Hof des Gutes ganz von Menschen. Da kamen die Wartenburger da Offiziere mit einer ganzen Schar Unteroffizieren, alte im Lehrer mit ihren Schülern. . . da wurden die Gesellschaften und Beziehungen aufgefrischt, um die Gesellschaft in Anspruch nehmen zu können.

Der Forstmeister, der Segemeister, die Starrischen hatten das Haus voll Gästen, die nicht etwa nur ein paar Stunden, sondern so lange weilen wollten, bis Daumlehner seine Probefahrten begann. Alle Gasthäuser der näheren Umgegend waren überfüllt, ja selbst in die Instkaten der Gutstagelöhner hatten sich Menschen einquartiert.

In Dietrichswalde waren alle Räume bis unter das Dach mit Einquartierung belegt. Eine gemeinschaftliche Tafel gab's nicht mehr. Es war ein „Trampeltisch“ eingerichtet, eine fliegende Tafel, die unaufhörlich mit fertigen Gerichten bestellt werden mußte. Zwei Hämmer, die im Verdacht der Drehkrankheit standen, und ein Schwein fielen gleich am ersten Tage dem Massenbesuch zum Opfer. Der „kühne Flieger“ kam sich vor wie ein Maitäfer, dem böse Jungen einen Faden ans Bein gebunden haben, um ihn daran langsam, aber sicher zu Tode zu quälen. Alle wollten ihn nicht nur sehen, sondern ihn sprechen, seine Hand drücken und ihm ihre Bewunderung zollen. . .

Das Erklären der Maschine hatten ihm Erna und der Forstmeister abgenommen, die ihm so oft zugehört hatten, daß sie vollkommen Bescheid wußten. . . Am peinlichsten war es Walter, daß sein Unfall die Veranlassung zu diesem Massenbesuch geworden war, der seinen Gastfreunden soviel Opfer und Arbeit auferlegte. Und Onkel Dietrich ließ sich nicht lumpen. Am Abend wurden einige riesenhafte Bowlen und einige frisch-milchende Röhre leergetrunken. . .

Der einzige Ausweg aus diesem Dilemma schien ihm der Entschluß, sein Flugzeug abmontieren zu lassen und per Bahn nach Königsberg zu schaffen. Doch darauf fiel niemand herein. Das wollten sie dann wenigstens doch auch mit ansehen, und Onkel Dietrich erklärte rund heraus: Davon könnte keine Rede sein. Soviel würde Dietrichswalde noch hergeben können, um ein paar Menschen satt zu machen.

(Fortsetzung folgt.)



Einen kleinen Irrtum darfst du deinem Gerechtigkeitsinn verzeihen, wenn du dich im großen auf ihn verlassen kannst. Berta Zuckerswerdt.

Neujahr vor 100 Jahren.

Auch Neujahr 1815 ist in einer großen und ernsten Zeit gefeiert worden, und wie an diesem Neujahr, 100 Jahre später, blickten die Deutschen mit hoffnungsfrohen Herzen, aber auch im Bewußtsein weiterer schwerer Kämpfe in die Zukunft. Die Schlachten des Befreiungskrieges waren zwar siegreich geschlagen, und die Diplomaten rangen und feilschten nun auf dem Wiener Kongreß um die Früchte des Krieges, suchten einander im feingespinnnen Intrigenspiel zu überlisten. Aber am Horizont standen düster geballt schon neue Kriegswolken; man drohte, die kunstreichen Knöpfe, die die Politiker in ihren Verhandlungen knüpften, mit dem Schwerte zu zerhauen, und erst der Neujahrstag brachte mit dem Friedensschluß, zu dem England mit den Vereinigten Staaten kam, und der bald darauf folgenden Zulassung Frankreichs zu den Verhandlungen eine gewisse Klärung der Lage. Nach dem Wort des Fürsten Ligne: „Der Kongreß tanzt, aber er kommt nicht vorwärts“, feierte man den Schluß des denkwürdigen Jahres 1814 und den Anbruch des neuen Jahres natürlich mit einem glänzenden Fest, das eine der führenden Gesellschaftsdamen und bekanntesten Schönheiten des Kongresses, die Gräfin Ficht, veranstaltete. Alle Monarchen hatten sich zu diesem großartigen Ball eingefunden. „Sie waren mit Ungeduld erwartet worden“, erzählt der Graf de la Garde in seinem „Gemälde des Wiener Kongresses“. „Man beobachtete aufmerksam ihre Mienen, man suchte ihre ge-

heimsten Gedanken zu erraten. Als man sie so einig sah, war Freude auf allen Gesichtern. Seit einigen Tagen verbreitete sich das Gerücht und es schien sich auch zu bestätigen, alle Fragen des Kongresses, selbst die schwierigsten, seien endlich entschieden, und unter den uneinig gewesenen Herren der Welt herrsche wieder die vollkommenste Eintracht; die öffentliche Ankündigung einiger bedeutender Entscheidungen und des allgemeinen Friedens werde das neue Jahr eröffnen." Kurz vor Mitternacht ordneten sich die Paare unter den rauschenden Klängen des großen Orchesters zur Polonaise. „Kaiser Alexander war nach seiner Gewohnheit an der Spitze der tanzenden Kolonne. Seine Partnerin war die Fürstin von Paar, ebenso berüht durch ihre Reize wie durch die Feinheit ihres Geistes. Die Uhr schlägt Mitternacht: das neue Jahr beginnt. Es ist bekannt, daß Österreich die ehrwürdige Sitte unserer Väter beibehalten hat, durch Glückwünsche die erste Stunde des neuen Jahres zu begrüßen. Mit dem Glöckenschlage bleibt die Fürstin stehen, wendet sich zu dem Kaiser von Rußland und sagt: „Ich bin glücklich, Eure, als erste einem so großen Monarchen Wünsche für das neue Jahr darzubringen. Erlauben mir Eure Majestät die Fürsprecherin ganz Europas für die Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens und der Einigkeit aller Völker sein zu dürfen.“ Der russische Kaiser, der damals als der „Zar-Befreier“ im Mittelpunkte des ganzen Interesses stand, nahm diese Ansprache huldvoll auf und erwiderte, „alle seine Hoffnungen und Wünsche gingen dahin, dieses ersehnte Ziel zu erreichen, und kein Opfer sei ihm zu groß, um einen Frieden zu befestigen, der das erste Bedürfnis der Menschheit sei.“ Auch die anderen Monarchen empfangen die Glückwünsche der Anwesenden. Ein ungeheurer Kreis hatte sich gebildet, und die Damen brachen in ein kleines Hurra aus. „Das Orchester nahm die unterbrochene Musik wieder auf, und die Polonaise wurde unter freudigem Gemurmel und Beifallsbezeugungen beendet.“

Während sich der Anbruch des neuen Jahres also im offiziellen Gebränge vollzog, vertrauten so manche bedeutenden Männer unterdessen ihre Wünsche und Hoffnungen für das neue Jahr den stillen Blättern ihres Tagebuches oder eines Briefes an. Unter diesen Neujahrswünschen vor 100 Jahren heben wir zwei heraus. Der edle urdeutsch empfindende Erzherzog Johann schrieb in sein Tagebuch: „Das Jahr 1814 endigte für mich gut. Gott gebe, daß das von 1815 in Tätigkeit für meinen Kaiser, mein Vaterland, für meine lieben Berge, mit meiner kleinen Zahl Freunde verlebt würde. Müßlich meinen Nebenmenschen zu sein ist ja mein stetes Stöben; nur entfernt von den rauschenden Zerstreungen der Welt, die leider in diesen Monden so manche Zeit raubten. Ich schließe 1814 mit stets wachsendem Glauben, mit blindem Vertrauen auf Gottes so weise lenkende Hand; gestärkt durch diese schreite ich mutig auf meiner Lebensbahn vor; er wird mich nicht sinken, er wird mich doch, wenn ich dazu taue, die Erfüllung meiner Wünsche sehen lassen.“ Mit wuchtigen Worten zieht der Freiherr vom Stein die Rechnung dieses Jahres, an der er so kraftvoll mitgearbeitet. „So ist wieder ein Jahr verfloßen“, schreibt er an seine Frau zu Neujahr, „in Aufregungen und Mühen jeder Art. Gott hat uns mächtig und sichtlich beschützt, dennoch sind die Leidenschaften der Menschen noch stets erbittert, noch stets vorherrschend; die gemäßigten Wünsche derer, welche das Gute wollen, sind weit davon, erfüllt zu werden, ein kleinlicher und übelgerichteter Ehrgeiz, ein nichtiger Geist, der sich in den Verwicklungen der Ränke gefällt, kleine örtliche Gehässigkeiten stehen den großen Geschäften vor und lassen uns in einem beunruhigenden Zustande und versetzen uns an den Rand des Abgrunds. Was davon auch die Folgen seyn mögen, man muß seinen Grundsätzen und seinen Pflichten treu bleiben und sich den Beschlüssen der Vorsehung unterwerfen, welche bisher Alles zum Guten geleitet hat.“

Aus der Kriegszeit.

Feldpostbrief einer Laboratoriumsgehilfin. (Str. Hft.)
 Nachstehender Brief einer jungen Wiesbadenerin wird uns von einer Leserin in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt. — — — Heute ist ein echter Herbsttag; Nebel und leichter Regen und schaurig-kalt und ich in Feindesland! Aber ein Tag wie geschaffen zum Briefschreiben und darum will ich Dir heute in kurzen Worten von meinen bisherigen Kriegserlebnissen erzählen. Gleich am Anfang bekam ich meinen Einberufungsschein: 11. Mobilmachungstag in Saarbrücken stellen! Ich machte mich natürlich sofort auf den Weg und gleich auf der Reise fing das Kriegsleben an; 32 Stunden von Berlin nach Frankfurt; viermal aussteigen, ich alleine als Dame mit Truppentransporten! — Ein sehr netter Herr, Hauptmann J., half mir in der liebenswürdigsten Weise, eine mir sehr wertvolle Bekanntschaft. In Saarbrücken stieg ich auf mein Kriegslazarett, bestehend aus circa 25 Ärzten, 60 Schwestern, 20 Sanitätern, 40 Sanitätsoldaten und drei Laboratoriumsgehilfinnen. — Ein Kriegslazarett ist zu felgendem Zweck da: es soll die Feldlazarette ablösen; jedes Armeekorps hat eine gewisse Anzahl Feldlazarette. Unser Beruf ist leider zu neu und hat sich im Felde bis jetzt nicht bewährt. Wir halfen bisher mitspiegeln. — Von Saarbrücken ging's nun sodann über Wittsch, Saar-Union, Finstingen, nach Berthelmingen, Lautersingen. In den beiden letzten Orten wurde ein Lazarett aufgeschlagen. Ich war bei der Truppe in Berthelmingen, wir hatten dort Verwundete von der Schlacht bei Saarburg usw. Es war natürlich ein schauerlicher Eindruck. In der Küche lagen auf Stroch 100 Franzosen, dicht beieinander, schmutzig und blutig, und an den Wunden soßen die Fliegen, dazu ein heißer Spätsommerstag — und in der Sakristei, dem engen Gemach, 6 sterbende Krieger. Es war das erste Mal, daß ich den Todeskampf miterlebte, und er war schwer. — Wie überhaupt dieser ganze Eindruck unfagbar schmerzvoll war. — Aber es hieß: Handeln, und bald hingen die armen Patienten mit großer Dankbarkeit an dem Schwesterchen! Berthelmingen war ziemlich gefährlich für uns, deutschfeindliche Bewohner und Franktireurs in den umgebenden Wäldern! Hier sahen wir das erste Mal die alte Stellung unserer Soldaten, Schützengraben, Granatschächer usw. Alles Dinge, die mich damals ungeheuer interessierten und jetzt geht man achlosos daran vorbei, ebenso wie Kanonendonner, mag er auch noch so laut sein, lange nicht mehr dieselbe Wirkung hatte. Von Berthelmingen weiter an den Grenzpfort Hricourt, dort dauernd Kanonendonner und wir untätig, da wir das Grenzgefecht abwarten mußten! Einmal versuchten wir nach Flin, südlich Luneville, vorzubringen, mußten aber bei Mantont umkehren, der Gefahr wegen, wir wären sonst in ein Granatfeuer gekommen, dann ging's nach Versdorf, Kurzel bei Reh, und dann die lange, lange Reise bis Rheindt, von Samstag bis Donnerstag Tag und Nacht im Eisenbahnwagen, dann weiter bis Dienstag über Aachen, Lüttich, Löwen, Brüssel, Maubeuge, St. Quentin, Cambrai, Vapaume! Am interessantesten war natürlich die Reise durch Belgien, und herrlich ist es, daß nach soviel kurzer Zeit alles deutsch in Belgien ist! Jeder Bahnhofsvorsteher, jeder Bahnkosten deutsche Soldaten! Vorbei an den Lütticher Forts nach Löwen! Überall auf dem Weg zerschossene Häuser, verbrannte Dörfer, Gefangenentransporte usw. Wir kamen morgens hin und das fahle gelbe Morgenlicht drang durch die Ruinen der Häuser. Die Hauptstraßen sind alle zerschossen, durch viele sind wir gewandert, ein Trümmerhaufen. Doch bewundernswert die deutsche Disziplin, die sich selbst hier bei dem Haß und der Erregung der deutschen Soldaten bemerkbar gemacht hat. Ein schmales, kleines Häuschen ist erhalten und neben den zertrümmerten Nachbarhäusern: Schonung! Eine alleinstehende alte Frau steht an der Tür. Es ist schade, daß in Deutschland verbreitet wurde: das Löwener Rathaus sei beschädigt und zerschossen! Einige ganz kleine Zerstörungen sind nur bemerkbar. Es ist wirklich ein selten schönes, erhebendes Kunstwerk! Ebenso wie die Kathedrale in St. Quentin ein Prachtwerk echter Gotik ist. Nun sind wir hier in D., und zwar sehr, sehr weit vor für ein Kriegslazarett. Von all den Operationen um uns herum merken wir sehr viel und weh uns, wenn die Franzosen